

Daniel Krencker, *Das römische Trier*. Berlin (Deutscher Kunstverlag) 1923. 64 S. mit 26 Strichätzungen im Text und 16 Tafeln in Netzätzung.

Wenn der Verfasser dieses hübsch ausgestattete Büchlein zugleich als einen Abschiedsgruss an die Trierer Freunde gedacht hat, so möchte ich es lieber noch als einen wenn auch kurzen Rechenschaftsbericht über seine so ungewöhnlich erfolgreiche Trierer Tätigkeit bezeichnen. Krencker war 1912 als bauwissenschaftlicher Leiter der Kaiserpalastgrabung dorthin berufen und hat in dieser Eigenschaft in den zwei Jahren bis zum Ausbruch des Krieges die Baugeschichte dieser grossen Ruine glänzend geklärt und ihre ursprüngliche Bestimmung als Thermengebäude über jeden Zweifel erhoben. Die Ergebnisse dieser seiner Haupttätigkeit werden hoffentlich in absehbarer Zeit in einer abschliessenden wissenschaftlichen Veröffentlichung allgemein zugänglich gemacht werden. Daneben aber hat er sich auch, besonders in den Nachkriegsjahren, all der anderen Ruinen römischer Zeit angenommen, die meist etwas vergessen waren — von den Barbarathermen beispielweise gab es bis 1913 nur einen ganz ungenügenden Plan mit den merkwürdigsten Missverständnissen —, hat den baulichen Bestand nach Möglichkeit nachgeprüft, ihren zeichnerischen Wiederaufbau versucht und z. T. ganz neue Erklärungen gegeben. Abgesehen von C. W. Schmidt, der mit seinen Aufnahmen überhaupt erst den Grund zur weiteren Beschäftigung mit den römischen Ruinen legte, hat bisher kein Architekt unsere Kenntnis des römischen Trier so gefördert wie Krencker. Die Früchte seiner Studien, die grossenteils schon an anderen Orten mehr oder weniger ausführlich veröffentlicht wurden, sind in dem vorliegenden Büchlein kurz zusammengefasst.

Es will nicht nur ein Führer durch die Ruinen sein, sondern durch zahlreiche Rekonstruktionszeichnungen und skizzenhaft hingeworfene Erläuterungen dem Besucher eine lebendige Anschauung von ihrem einstigen Aussehen und dem sie durchströmenden Leben vermitteln. Das wird dem Verfasser mit seiner temperament- und phantasievollen Art sicher gelingen, insbesondere bei dem „eiligen Wanderer“, an den er sich ausdrücklich wendet, und es verschlägt da nicht viel, wenn sich hier und da auch Spuren der Eile beim Verfasser selber finden, wie etwa die Bemerkung, dass die Treverer ein Mischvolk von Kelten, Galliern und Germanen gewesen seien. Und wenn „nüchterne Menschen“ und „kleinliche Kritiker“ auch an den Rekonstruktionen vielleicht manches auszusetzen haben werden, so ist zu bedenken, dass die systematische Durcharbeitung der römischen Architektur noch viel zu sehr in den Anfängen steht, als dass wir immer mit Bestimmtheit sagen könnten, was an den Zeichnungen kunstgeschichtlich (nicht technisch) möglich ist und was nicht.

Da zudem eine ausführliche Besprechung aller Denkmäler hier viel zu weit führen würde, so beschränke ich mich im allgemeinen auf ein paar kurze Bemerkungen und gehe nur da auf einzelne Bauten etwas näher ein, wo sich ihre Behandlung durch den Verfasser mit meinen eigenen Arbeiten berührt oder in Widerspruch setzt.

Die Rekonstruktion eines gallorömischen Tempels (S. 9) mit einem Einheitsdach greift wieder auf die Veslys Auffassung zurück, obwohl doch die basilikale Ueberhöhung der Cella über dem Säulenumgang durch den sog. Janustempel von Autun gesichert ist (Bonn. Jahrb. CXXV, 1919, Taf. 28 ff.) und der Verfasser selber S. 26 den niedrigen Säulenumgang des Tempels am Balduinshäuschen als Eigentümlichkeit des gallorömischen Tempeltypus anerkennt.

An der Rekonstruktion der Porta Nigra (S. 17) erregen die Zinnen über dem erhaltenen schweren Abschlussgesims starke Bedenken. Für die Datierung wichtig ist dagegen die Beobachtung, dass die Torflügel nie an Ort und Stelle gegessen haben können.

Beim Tempel am Balduinshäuschen führt der Verfasser in seiner Rekonstruktionsskizze Tafel 4 den niedrigen Säulenumgang nur um Rück- und Längsseiten der Cella herum und nimmt an der Front einen Pronaos mit Giebel an. Wenn er dabei auf einen unveröffentlichten Tempel bei Cornelimünster als Parallele verweist,

so möchte ich zu bedenken geben, dass eine entsprechende Grundrissbildung auch bei anderen gallischen Tempeln vorkommt, in deren Aufbau ein Abweichen vom üblichen Schema nicht anzunehmen ist¹⁾. Auch passt es besser in den Rahmen gallorömischer Tempelarchitektur, wenn wir anstatt der grossen dreiseitigen Freitreppe eine bescheidenere einachsige Treppe annehmen und diese über dem verstärkten Fundament anordnen, auf das der Verfasser die vier Frontsäulen nach dem Prostyloschema gestellt hat. Die Krenckersche Annahme eines nur dreiseitigen Säulengangs berührt sich eher mit einer provinziellen Sondererscheinung im parthisch-römischen Kunstkreise, wo an dem sog. Peripteros von Assur-Libanae die griechisch-römischen Säulenhallen sich nur an den Nebenseiten der Cella haben durchsetzen können, während vorn die grosse Bogenfront des Liwans (wie an dem benachbarten Rathaus und in den Palästen) die Oberhand behält.

Dass die mächtigen Fundamente am Herrnbrunnchen einst einen Podiumtempel des italischen Typus getragen haben, scheint mir überzeugend.

Die in Abb. 11 wiedergegebene Wiltheimsche Zeichnung der Barbarathermen kann doch wohl nicht die äussere Schmuckwand des Frigidariums wiedergeben, wie der Verfasser angibt, sondern die nach Süden schauende Aussenwand des Caldariums, während Abb. 12 von Norden gesehen ist und im Vordergrund die Südwand des Frigidariums von innen zeigt. Es kann nicht genug beklagt werden, dass von diesem vor 40 Jahren ausgegrabenen Riesenbau bis heute keine ausreichende Veröffentlichung vorliegt und m. W. auch nicht einmal in Angriff genommen worden ist.

Wenn der Verfasser in dem Umbau der Kaiserthermen „am liebsten“ eine Wallfahrtskirche sieht, so scheint mir das allzu subjektiv. Da hier ein älterer Bau nur einem neuen Zwecke dienstbar gemacht worden ist, so wird sich aus den alten Raumformen kaum jemals die neue Bestimmung ermitteln lassen. Non liquet.

Bei der sog. Basilika²⁾ empfindet auch der Verfasser mit Recht die Aussen-

1) Entweder sind die Längswände der Cella nach vorn (unter Umständen sogar nach hinten) oder aber die Vorderwand nach beiden Seiten durch den wohl z. T. geschlossen, d. h. als Cryptoporticus zu denkenden Umgang hindurchgeführt, so in Caerwent, Le Vicil-Evreux, auf dem Mont Beuvray und bei der Zweitempelgruppe von Poitiers. Über verwandte Erscheinungen bei altpersischen und hellenistisch-nabataischen Tempeln s. Arch. Anz. 1921 S. 278.

2) Wegen der geringen Zahl der Eingänge und der völligen Beheizung des Gebäudes habe ich früher (Köln. Zeitung 1921 Nr. 151) gelegentlich vermutet, dass wir es hier vielleicht mit der von Ausonius rühmend erwähnten Curia zu tun haben, deren hochragende Ruine noch im VI. Jahrhundert Venantius Fortunatus gesehen hat, und ich möchte diese Vermutung auch jetzt noch zur Erwägung stellen. An Grösse würde sie freilich alle erhaltenen Curien übertreffen, selbst den diocletianischen Neubau der Curia Julia in Rom, der nur etwa 18×25 m im Lichten misst (nicht 28×51 m, wie von Huelsen in Pauly-Wissowas R. E. IV 1825 angegeben ist). Von der Curia Constantins in Byzanz kennen wir leider nicht die Maße und wissen nur, dass sie ebenso wie der Trierer Bau eine Vorhalle und eine *κόγχη βασιλική* hatte, vgl. J. P. Richter, Quellen der byzantin. Kunstgesch., 1897, S. 393 und J. Ebersolt, Le grand palais de Const., 1910, S. 14. — Ich benutze die Gelegenheit, zu meinen Bemerkungen über curiae quadratae im Bonn. Jahrb. CXXVII S. 149 einiges nachzutragen. Zu den dort angeführten Beispielen kommt vor allem Olympia, wo nicht die beiden Apsidenhäuser, sondern der zwischen beiden gelegene Quadratsaal mit seiner voll geöffneten Frontseite und dem Altar in der Mitte der eigentliche Sitzungssaal gewesen sein muss, wenigstens seit dem V. Jahrhundert. Auch die in der kaiserzeitlichen Architektur Syriens und Mesopotamiens mehrfach vorkommenden Gebäude quadratischer Form mit weiter Rundbogenöffnung und Kuppeldach werden doch wohl Rathäuser gewesen sein. Wenn ich früher (a. a. O. S. 229) diese von Herzfeld für das betr. Gebäude in

gliederung mit ihren eng gereihten, lang gestreckten Blendnischen zwischen massstablos wie gotische Gewölbepfeiler in die Höhe steigenden Wandpfeilern als stärksten Eindruck. Um so verwunderlicher ist es, dass er diese bewusst rücksichtslose Betonung der Vertikale in der Rekonstruktionszeichnung Tafel VIII durch die Anbringung horizontaler Stuckgesimse wieder aufhebt oder zum mindesten stark abschwächt. Beides geht unmöglich zusammen. Gerade in dieser Verneinung jeder Horizontalgliederung kommt ja das neue künstlerische Empfinden, das dem griechischen genau entgegengesetzt ist, am deutlichsten zum Ausdruck, gerade sie macht die Trierer Basilika zu einem der wichtigsten Denkmäler antiker Architektur, das einen Wendepunkt in der Geschichte des künstlerischen Wollens bedeutet und das Ende der griechischen Kunst anzeigt. Denn es ist hier das erstmal, dass in der griechisch-römischen Welt so etwas vorkommt. Freilich wird das neue Fassadenmotiv nicht in Trier erfunden sein, sondern von Byzanz kommen, wo uns konstantinische Bauten ja fehlen. Schon früher (Bonner Jahrb. CXXVII 1922 S. 183 Anm.) habe ich vermutet, dass auch hier wie auf andern Gebieten sasanidische Vorbilder wie der Palast von Firusabad wirksam gewesen sind. Wenn Krencker sich an die römisch-hellenistischen Aquaedukte erinnert fühlt, so ist auch das nicht unrichtig, denn auch diese gehen aller Wahrscheinlichkeit nach (auf dem Wege über Karthago?) auf Vorderasien zurück und bedeuten nur einen^s Jahrhunderte älteren Vorstoss orientalischer Baugedanken nach dem Westen, wo gerade in Rom der Boden dafür besser bereitet war also sonst irgenwo in der hellenistischen Welt.

Etwas ausführlicher muss ich noch auf den römischen Kern des Doms eingehen, weil der Verfasser da sich ausdrücklich gegen mich wendet und seine Stellungnahme inzwischen noch in den Trierer Jahresberichten XIII, 1923, S. 109 ff. näher zu begründen versucht hat. Während ich mit Wilmowsky die Westfront durch drei mächtige Bogen fast ganz geöffnet annahm, hält er „diese Auffassung der Dreibogenfront für eine Unmöglichkeit und glaubt eine andere Erklärung gefunden zu haben“, indem er sich die Westfront nicht als beabsichtigte Fassade, sondern als zufälligen Abschluss eines unvollendeten Baus denkt, der nach dem ursprünglichen Plane mit einem dreischiffigen, mit Emporen ausgestatteten Saale viel weiter nach Westen hätte reichen sollen und in dem erhaltenen Quadratbau eben nur einen Torso hinterlassen habe, also ähnlich wie es bei den Kaiserthermen tatsächlich der Fall gewesen ist. Der Verfasser bekennt, auf diese Gedanken zunächst „aus architektonischem Raumempfinden heraus“ gekommen zu sein.

Das ist nun ein Punkt, in dem unsere Wege grundsätzlich auseinander gehen. Denn besagtes Raumempfinden ist doch nur das des Verfassers, nämlich eines Deutschen von 1922, der sich noch dazu in erster Linie als Künstler fühlt (s. Vorwort S. 3), also eines ganz besonders subjektiv empfindenden Menschen, während eben für den Historiker das Raumempfinden eines römischen Architekten des IV. Jahrhunderts erst aus den Denkmälern zu ermitteln ist. Und da uns die konstantinischen Palastbauten in Konstantinopel, die uns wohl darüber belehren könnten, nicht erhalten sind, so müssen wir uns notgedrungen an die Trierer Denkmäler selber halten und zwar so, wie sie sind und nicht, wie sie nach des Verfassers Vermutungen möglicherweise geplant gewesen sein könnten. Aus diesem Grunde habe ich auch ausdrücklich nur Wilmowskys Aufnahme des baulichen Bestandes als Grundlage benutzt und mich (von Bonn aus) gar nicht eingehender mit der Frage beschäftigen können, ob diese Grundlage immer ganz zu-

Assur-Libanae gegebene Deutung in Zweifel gezogen und statt dessen rein künftliche Bestimmung vermutet habe, da ein entsprechender Bau von Umm iz-Zetûn inschriftlich *καλίβη ἱερά* genannt wird, so ziehe ich diesen Zweifel im Hinblick auf die Stoa des Orophernes in Priene zurück, die gleichfalls als *ἱερά στοά* bezeichnet wird, ohne ein eigentliches Kultgebäude zu sein.

verlässig ist oder nicht. Denn das würde sofort ins Gebiet unsicherer Vermutungen geführt haben, auf denen weiterzubauen zwecklos gewesen wäre.

Der Verfasser hat seine Ablehnung der Dreibogenfront aber ausserdem durch eine Reihe von Bedenken im einzelnen zu begründen versucht, die ich in einer gewissenhaften Auseinandersetzung nicht glaube ohne weiteres übergehen zu dürfen. Sie halten einer Prüfung entweder überhaupt nicht Stand, oder sind von so geringem Gewicht, dass sie Wilmowskys Aufnahmen als Grundlage der Untersuchung nicht ernstlich zu erschüttern vermögen. Ich bespreche die Zweifel des Verfassers in der von ihm selbst gewählten Reihenfolge (s. Trierer Jahresber. S. 111 ff.).

1. Die grossen Bogenöffnungen der Westwand sollen keine Tore und Fenster sein können, weil ihre Breite und Höhe (bei der Mittelöffnung 13×17 m) „beängstigend“ sei. Aber was soll man da erst zu den Maßen der grossen Mittelöffnung beim Sasanidenpalast in Ktesiphon sagen, die 25 m breit und 28 m hoch, also etwa noch einmal so gross ist? Man komme auch nicht mit der oft gehörten Bemerkung, dass das nordische Klima eine so ausgesprochen südliche Bauweise mit Riesenöffnungen in der Wand nicht gestatte. In Persien (z. B. Isfahan) ist die mittlere Temperatur des Januar fast genau dieselbe wie in Frankfurt a. M. (0° C.), das absolute Minimum mit -20,1 C. sogar noch wesentlich tiefer als bei uns (-13,6° C.)¹⁾, und die Leiler unserer assyrischen Ausgrabungen haben im Winter bei Frost und Schnee wohl empfindlich gefroren. Auch die Wirksamkeit der Fussbodenheizung unter der Tribüne wird durch die grossen Öffnungen keineswegs vereitelt, denn um einen dauernd zu erwärmenden Wohnraum handelt es sich ja garnicht, dagegen ist die Hypokaustheizung gerade hinreichend, um dem Kaiser und seinem Gefolge bei feierlichen Staatshandlungen auch im Winter die Füsse nicht kalt werden zu lassen. Genau so liegen übrigens im Mittelalter die Verhältnisse bei dem grossen Saal der Kaiserlichen Pfalz zu Goslar, der ja denselben Zwecken diente wie das Consistorium in Trier. Auch hier ist durch eine Luftheizung im Kanalsystem — in Fortführung römischer Tradition, wie schon in den Karolingischen Saalbauten zu Aachen und Ingelheim sowie im Bauriss des Klosters St. Gallen — für Erwärmung gesorgt, und doch ist gleichzeitig (wie in Trier) die ganze Vorderwand des Saales in ihrer vollen Länge in grosse dreiteilige Rundbogenöffnungen aufgelöst, die auch nicht durch Glasscheiben verschliessbar waren.

Wenn weiter der Verfasser für einen Audienzsaal nach orientalischem Muster eine Vorhalle fordert, so erinnere ich nur an Hatra, wo auch keine vorhanden ist. Darin freilich hat er Recht, es fehlt in Trier der innige räumliche Zusammenhang zwischen den Bogenöffnungen und den tonnengewölbten Räumen dahinter, wie er in Vorderasien üblich ist. Aber auch in Mschatta liegt hinter der Dreibogenfront ein dreischiffiger Saal mit flacher Decke genau wie in Trier, und es ist sehr bezeichnend, dass gerade Mschatta mit seiner merkwürdigen Mischung von östlichen und westlichen Elementen ziemlich sicher von Konstantinopel her beeinflusst ist, wie ich das wieder auch für Trier vermutete.

2. Für die Grösse der kleineren Bögen an den Seiten verweise ich wieder auf Mschatta, wo das Verhältnis — nur darauf kann es ankommen — zum Mittelbogen nahezu das gleiche ist. Und wenn dort das Bedürfnis bestand, einen dreischiffigen Saal nach vorn in voller Breite durch drei weite Bogen zu öffnen, weshalb nicht in Trier? Dann: „die Grösse von Nebentüren kennen wir von der Nord- und Süd- wand“. Als ob es dafür eine Norm gäbe! Auch in Mschatta gibt es ausser den

1) Vgl. J. Hann, Handbuch der Klimatologie III, 1911, S. 181 u. 220. Auch in Oberitalien ist der Januar kälter als am Niederrhein, und Mailand hat eine mittlere Jahresschwankung von 24°, also wie Wilna! Vgl. A. Philippson, das Mittelmeergebiet², 1907, S. 108.

drei frontalen Bogenöffnungen noch Nebentüren in den Längswänden, die wieder kleiner sind.

3. Die drei kleinen Fenster über dem Mittelbogen sind allerdings nicht erhalten und nur von Wilmowsky ergänzt, aber für die Frage, ob die Dreibogenfront wirklich dagewesen ist oder nicht, spielt das m. E. gar keine Rolle. Übrigens nimmt sie der Verfasser in seiner Rekonstruktionsskizze des wirklich ausgeführten Baus (Abb. 7) selber an.

4. Für die grossen Fenster über den Seitendurchgängen sind Schakka und Hatra¹⁾ zu vergleichen. Ihre Maße sind allerdings keine Frage der Zweckmässigkeit allein, sondern ergeben sich aus dem ästhetischen Bedürfnis nach einer künstlerisch befriedigenden Gliederung der Fassade. Wenn der Verfasser diese östlichen Parallelen einfach für belanglos erklärt, so darf man billigerweise auch eine nähere Begründung dafür erwarten. Dass die Heizanlage unter der Tribüne keineswegs widersinnig ist, wurde schon oben bemerkt.

5. Die Eckfenster der obersten Reihe haben nach der Wilmowskyschen Zeichnung allerdings nicht die üblichen Deckziegel über ihren Ziegelbogen, aber dieselbe Erscheinung kommt auch sonst vor, z. B. bei dem nördlichen Fenster der Ostwand (Wilm. T. IX), dessen römische Herkunft sonst nicht bezweifelt ist. Ob nur eine Ungenauigkeit des Zeichners vorliegt, müsste eine Nachprüfung an Ort und Stelle ergeben. Dass Wilmowsky in solchen Einzelheiten nicht immer zuverlässig ist, lehrt übrigens der Aufriss der Ostwand auf Tafel IX, wo entweder die Breite des nördlichen Seitenschiffs genau um die Breite des von dem äusseren Wandpfeiler herrührenden Schlag-schattens zu gross oder die des südlichen Seitenschiffs um dasselbe Mass zu klein geraten ist. Solche Unstimmigkeiten finden sich, wenn man sucht, in beträchtlicher Menge.

6. Die langen Wandpfeiler der Westfront sind dem Verfasser als Fassadengliederung nicht gut und bestimmt genug, sie scheinen ihm daher „in dieser Anordnung unrömisch“. Ich muss gestehen, dass ich auf so rein subjektive Empfindungen nichts zu entgegnen habe, und glaube den von Wilmowsky gegebenen Befund so lange als Tatsache hinnehmen zu müssen, bis neue Beobachtungen (nicht Vermutungen) uns eines Besseren belehrt haben. Ob übrigens die besonders schmalen Vorlagen an den Ecken die bei Wilmowsky gezeichnete Form, in der sie „wie Zapfen wirken“, erst durch mittelalterliche Abarbeitung im Zusammenhange mit dem Poppo-nischen Erweiterungsbau erhalten haben, sollte sich, denke ich, am Bau selber bald feststellen lassen.

7. Dass die äusseren Türwangen der seitlichen Durchgänge genau so weit vor die Seitenwände des Saales vortreten, wie die inneren Pfeilervorlagen, erscheint mir gar nicht auffällig, sondern höchst natürlich. Daraus zu schliessen, dass die Westwand eine Innenwand gewesen sein „könnte“, sehe ich gar keinen Anlass.

8. Die punktierten Linien vor den Mittelpfeilern werden wohl am ehesten aus-geraute Fundamentgruben bedeuten sollen, wenn auch Wilmowsky sich nicht dazu äussert. Dass sie aber nur dem römischen Kerne des Doms, d. h. doch wohl in seiner ursprünglichen Gestalt, zugehört haben könnten, ist gar nicht zu beweisen. Es mag da irgendwann, nachdem das Gebäude zur Kirche umgewandelt war, eine kleine Vorhalle vor die Mittelöffnung gesetzt worden sein, vielleicht von Nicetius, vielleicht auch früher, vielleicht auch später, das können wir nicht wissen, aber römisch brauchen diese Fundamentgruben keinesfalls zu sein.

Nach des Verfassers Meinung können weiter die Aussenpfeiler der Rückwand „nur die Ansätze für weiter anschliessendes oder anschliessend geplantes Mauerwerk sein“. Nun hat aber schon Wilmowsky durch Grabung nachgewiesen, dass eine

1) W. Andrae, Hatra II, 1912, Taf. 8.

Apsis nie dagewesen ist. Aber auch geplant gewesen ist sie schwerlich, denn die Mauern dieser Apsis wären dann erheblich dünner gewesen als die übrigen, und das Wandstück zwischen den beiden Pfeilervorlagen müsste sich durch Mauerfugen an seinen Enden längst als nachträglich eingefügt herausgestellt haben (vgl. den Schmitzschen Plan, Bonner Jahrb. CV, 1900, S. 229, Abb. 22).

9. Dass die Treppentürme nicht ursprünglich an der jetzigen Stelle beabsichtigt gewesen seien, mag richtig sein, aber daraus den bindenden Schluss zu ziehen, dass das ganze Gebäude ursprünglich viel grösser geplant gewesen sei, scheint mir nicht genügend begründet. Wir können gar nicht wissen, durch welche (vielleicht recht zufälligen) Umstände es gekommen ist, dass die Türme ein eigenes Fundament erhielten und erst weiter oben in das übrige Mauerwerk eingebunden wurden. Wenn ein älterer grösserer Plan gesichert wäre, dürfte man vielleicht vermuten, dass die nachträgliche Anfügung der Türme mit der Einschränkung dieses Planes zusammenhänge, aber umgekehrt zu schliessen, scheint mir nicht statthaft.

10. Auch die vier Innensäulen sollen nicht ursprünglich sein, sondern an ihrer Stelle sind nach Annahme des Verfassers vorher winkelförmige Pfeiler geplant gewesen, die zum mindesten in den Fundamenten ausgeführt gewesen seien. Wenn er sich dabei auf Wilmowsky Taf. I Grundriss b und c beruft, so ist zunächst zu bemerken, dass die angeblichen Pfeilerfundamente von Wilmowsky im Text nirgends erwähnt werden und in Grundriss a ebendort fehlen, dass weiter die einzige Ansicht dieser Fundamente auf Taf. X nur mittelalterliches Mauerwerk zeigt, das den wohl vorauszusetzenden Sockel der Säule ganz verdeckt, und dass schliesslich auch in dem Schmitzschen Plane die ganzen Pfeiler als popponisch gekennzeichnet sind. Nach allem kann ich die angeblich römischen Pfeilerfundamente nicht für gesichert halten, zumal auch die weitere Begründung des Verfassers, dass die Achsen der Eckfenster nicht in der Achse der von der Wandvorlage zur Säule, sondern zum angeblichen Winkelpfeiler gespannten Bögen lägen, einfach nicht den Tatsachen entspricht. Wenigstens kann ich das aus dem Aufriss Taf. VIII beim besten Willen nicht herausmessen¹⁾. Hätte der Verfasser mit seiner Behauptung bezüglich der Fensterachsen recht, so müssten übrigens die „Winkelpfeiler“ weit über die Fundamente hinaus gediehen gewesen sein, was wieder seiner Annahme widerspricht, dass die angebliche Änderung des Bauplans (und damit der Ersatz der Winkelpfeiler durch die Säulen!) schon eingetreten sei, als man vom Fundament zum Aufgehenden überging.

11. Bei dem Zehneckbau in der Mitte, den Wiegand durchaus einleuchtend als Wasserbecken erklärt hat²⁾, spielt der Verfasser wieder mit dem „allzu eifertig abgetanen“ Einfall Essenweins, der einen Grabbaldachin für die heilige Helena darüber ergänzte. „Raumkünstlerisch, auch baugeschichtlich, hätte diese Auslegung den stärksten

1) Solche offensichtlichen Irrtümer sind dem Verfasser bei seiner wohl etwas eiligen Arbeitsweise auch sonst noch untergelaufen. So gibt er als Fundort der Gratiansmünze statt der Südwand die Nordwand des Gebäudes an, schreibt die Umantelung der Säulen dem Nicetius zu, obwohl sie durch die Gesta Trevirorum ausdrücklich für Poppo bezeugt ist, und der „Domstein“ braucht nicht die vor Poppo (nicht Nicetius) Neubau zusammengebrochene S.W.-Säule zu sein, die dann durch den massiven Pfeiler ersetzt wurde, sondern wurde 1614 bei Anlage des Grabmals für Erzbischof Lothar ausgegraben (Gesta Trevirorum 191). Die heute im Garten des Kreuzganges liegenden Säulenreste stammen aus dem südlichen Seitenschiff der Kirche und sind durch Wilmowsky an ihren jetzigen Platz gekommen, während die aus dem nördlichen Seitenschiff noch an Ort und Stelle unter dem Boden liegen.

2) Zu den Bonn. Jahrb. a. a. O. S. 159 beigebrachten litterarischen Parallelen kommt noch Offenbar. Joh. IV 6: *καὶ ἐνόησον τοῦ θεοῦ ὡς θάλασσα ὑαλινὴ ἕμοια χροσάλλω* (den Hinweis verdanke ich H. Fuhrmann).

Reiz.“ Das mag wohl sein, findet aber in dem tatsächlichen Befund keinerlei Stütze. Denn wenn ein Putzwulst auch einmal in einer Grabkammer vorkommt, so beweist das für die Bestimmung des Zehneckbaus gar nichts. Putzwülste sind nicht nur in Wasserbecken, sondern in allen Innenräumen, besonders in Wohnräumen, ja überaus häufig. Wenn ich weiter recht verstehe, soll das Becken möglicherweise die Gruft gewesen sein. Aber m. W. sind Grüfte unterirdisch, zum mindesten unter dem Fussboden gelegen, und der Zehneckbau steht auf dem ältesten Fussboden. Und noch dazu sind die Wände dieser „Gruft“ später, aber noch in römischer Zeit, durchbrochen und sie selber ist ganz mit Hypokaustpfeilern ausgesetzt worden. Wo ist dann die heilige Helena geblieben?

12. Durch die Erweiterung der Tribüne nach vorn über das ganze Mittelquadratum wird der Gedanke des Zentralbaus stärker betont, und der Verfasser erwartet deshalb „in der erhöhten Mitte etwas Weihevolleres, Sakrales, kaum etwas anderes als einen Altar“. Er „glaubt“ an den Umbau zu einer Kirche, d. h. doch wohl für den Fall, dass der erste Bau doch keine Grabkirche war. Dabei will mir nicht einleuchten, dass man einen Altar oder den Platz um ihn heizbar gemacht habe, denn heizbar war auch die vergrösserte Tribüne, das beweisen die Hypokaustpfeiler.

13. In einem Punkte stimmt mir der Verfasser zu, nämlich bezüglich der fünf-türmigen Dachlösung, aber gerade diesen Vorschlag vermag ich heute selber nicht mehr aufrecht zu erhalten. Er war mir in erster Linie deshalb bestechend erschienen, weil dann die Möglichkeit gegeben war, die Popponische Westfront mit den zwei Türmen als Nachahmung der römischen Front zu erklären. Aber dann müsste man annehmen, der Bau hätte bei der Wiederherstellung nach dem grossen Brande, bei dem mit den Säulen das ganze Dach zusammengestürzt sein muss, genau dieselben komplizierten Dachaufbauten erhalten wie vorher, und das ist wenigstens für die fränkische Zeit, der die Erneuerung allgemein zugeschrieben wird, wenig wahrscheinlich. Dazu kommen technische Bedenken, die rechnerisch zu begründen Herr Geheimrat Schultze die Freundlichkeit hatte. Bei Annahme der fünf Turmaufbauten käme auf jede der vier Innensäulen eine Last von etwa 885400 kg, das ergibt eine Beanspruchung im Kapitellquerschnitt von 111 kg auf einen qcm, während nach den preussischen Bauvorschriften nur eine Beanspruchung von 30 kg auf den qcm bei Kalkstein und Marmor, von 45 kg bei Granit (aber nur in Quadern!) zulässig ist. Ich komme deshalb auf die einfachste Lösung mittels Zeltdach zurück, möglicherweise mit geringer basilikaler Überhöhung des Mittelquadrats. Bei der verhältnismässig geringen Neigung eines römischen Daches und der Höhe des Gebäudes würde das Dach für den Beschauer, wenn er nicht sehr weit absteht, gar nicht in Erscheinung treten, der ganze Bau würde lediglich mit seiner kubischen, vorwiegend vertikal gegliederten Mauermaße zur Wirkung kommen, und die Treppentürme könnten sich diesem Eindruck sehr wohl einfügen, wenn man sie gar nicht über das Gesims des Hauptbaus hinausführt, wie es auch in den Krenckerschen Skizzen geschehen ist.

14. In der Datierung lässt der Verfasser die Möglichkeit offen, dass das Gebäude erst unter Theodosius fertig geworden sei, während er den angeblichen ersten (unvollendeten) Bau in die Zeit Gratians setzt. Wenn er (S. 50 des Buches) dazu bemerkt, der nachträglich angefügte Nordturm müsse trotz der in ihm gefundenen Valentinianmünze jünger sein als Valentinian I. (364–375), weil das Mauerstück der Südwand (nicht Nordwand!) mit der Gratiansmünze älter sei als der Turm, so ist diese Begründung deshalb unzulänglich, weil das höhere Alter der Südfront ganz und gar nicht erwiesen und nicht einmal wahrscheinlich ist. Denn in der Höhe der ersten Fensterreihe, wo die Gratiansmünze gefunden wurde, war auch der Turm längst mit dem Kernbau bündig, muss also im Gegenteil gleichzeitig sein. Zudem hat auch niemand behauptet, dass der Turm valentinianisch und nicht später (d. h. gratianisch) sei. So kann es ruhig bei der alten, auch durch die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse wohl begründeten Auffassung bleiben, dass Saal und Türme im Aufgehenden gleichzeitig ge-

baut sind und zwar in der Spätzeit Gratians, und wenn die Valentiniansmünze aus dem Turm sich in abgegriffenem Zustande befand, so passt das sehr gut dazu, denn Valentinian war 364 Kaiser geworden und starb 375, während sein Sohn Gratian 383 endete.

15. Was schliesslich die Bedeutung des Gebäudes betrifft, so sieht der Verfasser in dem noch römischen Umbau mit der vergrösserten Tribüne eine Kirche. Dass dazu die Heizung unter dem angeblichen Altar nicht passt, wurde schon oben bemerkt. Bezüglich des angeblich zuerst anders geplanten Baus wird nicht recht klar, wie weit ihn der Verfasser sich wirklich ausgeführt denkt. Einmal sagt er, die Änderung im Bauplan müsse eingetreten sein, als der Bau kaum über die Fundamente hinaus gediehen war, an anderer Stelle lässt er schon den ursprünglichen Bau überdacht gewesen sein, weil der Einbau des Wasserbeckens vorher nicht denkbar sei. Fehlt es schon hier an Klarheit und Bestimmtheit, so kommt der Verfasser auch gegenüber den verschiedenen Deutungen, die ihm möglich scheinen, zu keiner Entscheidung.

Hat das zehneckige Wasserbecken der heiligen Helena als Gruft gedient oder ist es auch nur als solches geplant gewesen — beide Möglichkeiten werden auch sonst gern zur Auswahl gelassen —, so war das Gebäude eine Grabkirche oder wenigstens als solche geplant; der Verfasser erinnert selbst an die Grabeskirche in Jerusalem. Aber was soll in einer Grabkirche die geheizte Tribüne, die doch anerkanntermassen zum ältesten Bau gehört? Und wie kommt später Petrus zur Inhaberschaft der Kirche anstatt der Helena? All das reimt sich nicht zusammen, und ich kann daher nach wie vor die Grabkirchentheorie nur als phantastisch bezeichnen.

Der Verfasser lässt nun trotz seinen Zweifeln doch die Möglichkeit offen, dass der Zehneckbau ein Wasserbecken war, und rechnet für diesen Fall entweder mit einer „Markthalle“ oder mit der vorgeschlagenen Audienzhalle (Consistorium). Auch da bleibt wieder unklar, ob unter der „Markthalle“ eine Basilica oder ein Macellum verstanden werden soll. Dass letzteres gar nicht in Frage kommt, glaube ich a. a. O. S. 147 gezeigt zu haben, ebenso, dass auch für Basiliken weder quadratischer Grundriss noch Wasserbecken zu belegen sind, worauf der Verfasser überhaupt nicht eingegangen ist.

Suche ich zum Schluss zu überblicken, was der Verfasser wirklich zur Förderung des Domproblems beigetragen hat, so finde ich eine Fülle von Vermutungen über die Baugeschichte und nicht ausgeführte Projekte, aber keine dieser Vermutungen schien mir durch den Befund, wie ihn Wilmowsky gibt, notwendig begründet. Wilmowskys Aufnahmen aber sind immer noch die einzige Grundlage, auf der wir (ausserhalb Triers) bauen können, und der Verfasser hat keine Beobachtung am baulichen Bestande selber gebracht, die über Wilmowsky hinausginge. Er hat, um einen Vergleich aus der Philologie zu nehmen, auf Grund einer freilich heutigen Ansprüchen nicht mehr genügenden und sicher fehlerhaften Textausgabe eine Menge Konjekturen gemacht, ohne auf die Handschriften selber zurückzugehen. Dass Wilmowskys Veröffentlichung im einzelnen unzureichend ist und vieles unklar lässt, weiss ich nur zu gut und habe deshalb selber eine Neuaufnahme als sehr wünschenswert bezeichnet.

Wir müssen eben an die Denkmäler selber herangehen, nur das kann uns wirklich weiterbringen, und der Verfasser wäre der Mann dazu gewesen, denn er kennt die Probleme und hat Tatkraft und Grosszügigkeit genug bewiesen, um ein grosses Unternehmen in absehbarer Zeit zu Ende zu führen. Deshalb ist im Interesse der Trierer Römerbauten sein Fortgang von Trier gewiss nur zu beklagen.

Bonn.

F. Oelmann.